

1 Einleitung

Craniomandibuläre Dysfunktionen (CMD) sind neben der Karies mit ihren Folgeerscheinungen sowie den Parodontopathien eine der häufigsten Erkrankungen des orofazialen Systems. CMDs weisen eine hohe Variabilität in der Symptomatik auf und einige Störungen neigen zur Chronizität und werden deshalb oft mit anderen chronischen Erkrankungen wie Kopf- und Rückenschmerzen verglichen. Meist sind es Frauen, die unter CMD-Symptomen leiden (*De Kanter et al. 1992*) und Hilfe bei einem Zahnarzt suchen (*John 1999*). Schmerzen sind oftmals der bestimmende Faktor für die Behandlungssuche (*Zwijnenburg et al. 2002*).

Eine Vielzahl von möglichen klinischen, manuellen und instrumentellen Diagnoseverfahren und eine uneinheitliche Nomenklatur erschweren es den behandelnden Ärzten in der Diagnostik und in der erfolgreichen Therapie von craniomandibulären Dysfunktionen.

Die klinischen Leitsymptome von CMD sind Schmerzen und Palpationsempfindlichkeit im Bereich der Kiefergelenke und/ oder der Kaumuskulatur, eine eingeschränkte Unterkieferbeweglichkeit und Kiefergelenkgeräusche (Knacken, Reiben) bei Bewegungen des Unterkiefers.

In der vorliegenden Arbeit wurde die Research Diagnostic Criteria for Temporomandibular Disorders (RDC/TMD) als Klassifikationssystem angewandt. Zu den CMD-Diagnosen zählen hierbei myofasziale Schmerzen, Diskusverlagerungen des Kiefergelenks und entzündliche bzw. degenerative Erkrankungen des Kiefergelenks.

Der Entstehungsmechanismus, die Prävention und Therapie von CMD bietet Diskussionsstoff, da viele lokale und allgemeine Faktoren an der Entstehung und Unterhaltung von CMD vermutet werden, die Wirkungen der einzelnen Parameter jedoch individuell sehr unterschiedlich ausgeprägt sein können.

Im Zentrum dieser Untersuchung stand neben der Charakterisierung des Patientenguts, mögliche Korrelationen der Diagnosen aus den RDC/TMD zu

den Ergebnissen des klinischen Helkimo-Index, der Graduierung chronischer Schmerzen (GCS), der Allgemeinen Depressionsskala (ADS-L) und der Beschwerden-Liste (B-L) zu prüfen, um sie therapeutisch und für eine gegebenenfalls interdisziplinäre Zusammenarbeit, wie beispielsweise der Zahnmedizin und Psychologie, nutzen zu können.